

III. 26. D

Peter Hendrik Paul

Raich

Die Mutter erkannte ihren Sohn nicht wieder

*Er ist als "Sanitätsoffizier-Anwärter" einer Einheit in **Sachsen** zugeteilt, die aus ihm, einer jungen Krankenschwester und einem Arzt besteht. Versorgt Verwundete von der nahen Front, muss Amputierte in den Krankensaal tragen, wo sie auf Heu liegen. Dann nahen die „Russen“. Befehl: Verwundete auf ländliche Pferdewagen laden und absetzen nach Norden. Nach der Abfahrt im Sanitätswagen fällt dem Arzt ein, dass er einen wichtigen Koffer mit Medikamenten und Operationsgeschirr vergessen hat. Er muss zurück, findet den Koffer. Auf dem Rückweg zur Einheit erschießt sich ein Offizier, dem man die Epauletten abgerissen hat, weil er einem Soldaten gesagt habe, der Krieg sei nicht mehr zu gewinnen. Er findet den Sanitätswagen wieder, vorbei am Flüchtlingsstrom geht's nach Westen. An einer Kreuzung sieht er, wie ein SS-Mann einen Hitlerjungen erschießt, weil der nicht mit einer Panzerfaust weiterziehen wollte. Dann wird er von US-Soldaten "interniert", kann aber fliehen. Bei einem Schneider tauscht er Uniform gegen Zivil und verlässt die Einheit. Mit dem Fahrrad schlägt er sich durch: durch Kontrollen von GIs wie von ehemaligen Fremdarbeitern. Er darf bei Bauern übernachten, bekommt zu Essen, stellt sich in einem Dorf im Büro des Bürgermeisters, der wegsieht, selbst einen Ausweis aus und landet nach etlichen Abenteuern endlich in **Fischerhude** bei seinen Eltern, wobei die Mutter ihm zuerst die Tür vor der Nase zuschlägt: Sie erkennt ihn nicht, so abgerissen sieht er aus.*

Frühjahr 1945

Als "Sanitätsoffizier-Anwärter" wurde ich, nach einer kurzen Ausbildung als Sanitäter, einer kleinen Einheit zugeteilt, die aus einem Arzt, einer Krankenschwester und mir als Sanitäter bestand. Wir waren in einem verlassenen Gutshaus in Sachsen stationiert und versorgten von früh bis spät Verwundete, die uns von der nahen Front gebracht wurden. Ich erinnere, wie ich täglich Soldaten, denen ein Arm oder ein Bein abgenommen wurde, in den Krankensaal tragen musste. Dort lagen sie, auf Heu, einer neben dem anderen, versorgt von einer jungen, völlig überforderten Krankenschwester.

Und dann kamen die Russen! Wir hörten das Geschützfeuer schon Tage zuvor, wir bekamen den Befehl, die Verwundeten auf ländliche Pferdewagen zu laden und uns nach Norden abzusetzen. Unser Team hatte einen alten Sanitätskraftwagen, er wurde beladen mit Vorräten und ärztlichem Gerät, und wir fuhren fort mit unbekanntem Ziel. Da fiel dem Sanitätsarzt ein, dass er einen wichtigen Koffer mit Medikamenten und Operationsgeschirr vergessen hatte, und ich wurde zurückgeschickt, ihn zu holen.

Ich fand den Koffer am angegebenen Ort, und als ich das Gutshaus verließ, kamen die ersten Russen, doch es gelang mir, ungesehen fortzukommen. Auf meinem beschwerlichen Rückweg zu meiner Einheit traf ich einen hohen deutschen Offizier auf freiem Feld, dem man

die Epauletten abgerissen hatte. Ich sprach ihn an, er gab mir jedoch keine Antwort und machte einen sehr niedergeschlagenen Eindruck. Kurz danach hörte ich einen Schuss und sah ihn fallen. Er hatte sich erschossen. Später hörte ich, man habe ihn degradiert, weil er vor seinen Soldaten geäußert hätte, der Krieg sei nicht mehr zu gewinnen.

Ich fand meinen Sanitätskraftwagen wieder, saß auf dem Kotflügel und wir fuhren gegen Westen. Die Straßen waren voller Flüchtlingswagen, einer hinter dem andern, mit Frauen Kindern, Hühnern, Hausrat, und es gelang unserem Fahrer immer wieder, zu überholen und weiterzukommen.

An einer Kreuzung mussten wir länger warten, ich sah, wie ein uniformierter SS-Mann einen Hitlerjungen mit einer Panzerfaust bewaffnen wollte, und als der sich weigerte, ihn mit der Pistole erschoss. Und schließlich ordnete sich der Verkehr, ein US-Soldat in gebügeltem Hemd stand an einer weiteren Kreuzung, und wir wurden durch ein Jeep zu einem Krankenhaus geleitet.

Ein amerikanischer Offizier empfing uns. Wir wurden offiziell "interniert", das heißt, waren amerikanische Gefangene. Ich verließ ungehindert das Krankenhausesgelände, ging in die Ortschaft, fand einen Schneidermeister und tauschte meine Uniform gegen Zivilkleidung. Ich ging zurück zu meinen Leuten, die noch immer bei ihrem Fahrzeug standen, verabschiedete mich und erhielt einige Päckchen Zigaretten, ein Stück Butter und etwas Schokolade. Ich war fest entschlossen, nicht in Gefangenschaft zu gehen, sondern nach Hause zu fahren.

Ich fand im Ort eine Unterkunft bei einem Bauern, tauschte Zigaretten und Schokolade gegen ein altes Fahrrad, schlief im Stall bei den Kühen und begab mich in aller Frühe auf die abenteuerlich Heimfahrt nach Bremen zu meinen Eltern

2

Das erste Abenteuer begegnete mir schon wenige Minuten nach meiner Abfahrt auf meinem alten, klapperigen Fahrrad. Ich näherte mich eine Brücke, darauf standen zwei GI's, lässig auf das Geländer gelehnt. "Stop!" riefen sie: "Passeport!" Ich war wie versteinert! Ich hatte keinen Ausweis, nur meinen Wehrpass im Inneren meiner alten, viel zu großen Jacke. Ich stotterte etwas Unverständliches, tat verwirrt, spielte den Dubel: "Nix verstehen! Nix Passeport! I want home!" Die Soldaten lachten, kauten ihr Kaugummi und nickten mit dem Kopf: "Go on!" -

Ich fuhr und fuhr, ungewaschen, unrasiert, spärlich bekleidet mit getauschten Jacke und Hose, ohne Landkarte, allein mit dem festen Vorhaben: Nach Hause! - Gegen Abend, hungrig und müde, wurde ich wieder angehalten. Eine Straßenkontrolle von Polen oder anderen östlichen Fremdarbeitern hielt mich an und fragte nach dem Woher und Wohin. Ich erzählte,

ich sei ein Schüler aus einem Heim der Kinderlandverschickung und wollte zu meinen Eltern heim. Sie glaubten mir nicht. Sie befahlen mir, das Fahrrad abzustellen und mich zu ihnen zu setzen.

Sie gaben mir etwas Bier zu trinken, schossen mit ihren Pistolen lachend auf die Porzellan-Isolierungen der elektrischen Leitungen und unterhielten sich in einer mir fremden Sprache. Ein weiterer jugendlicher Radfahrer wurde angehalten und ihm erging es gleich. Da kam ein amerikanischer Lastwagen mit Soldaten, wir wurden ihnen übergeben, mein Leidensgefährte konnte sich ausweisen und durfte in die nahe Ortschaft, ich musste mit ihnen fahren zu einem Verhör.

Zu meinem "Leidensgenossen" sagte ich: "Heute abend bin ich wieder frei! Nimm bitte mein Fahrrad mit, ich hole es bei euch ab", und ließ mir die Adresse geben.

Ich kam in den Ort, wurde ins Rathaus geführt und man befahl mir zu warten. Im Rathaussaal sah es abenteuerlich aus: Es hing eine amerikanische Fahne an der Wand, im Kamin häuften sich deutsche Beutestücke: Hakenkreuzfahnen, Seitengewehre, Stahlhelme, rote Armbinden.

Als nach einer kurzen Weile niemand kam, öffnete ich vorsichtig die Tür, fand mich allein auf der Treppe, eilte hinaus und über die Straße ins nächste Haus, durch den Gang und hinten wieder heraus und durch die Gärten fort. Ich fand meinen "Freund", wurde von der Familie freundlich begrüßt, eingeladen zum Essen und Schlafen und fühlte mich wie im Paradies! Ich bekam ein frischbezogenes Bett, hörte noch die Mädchen im Garten singen und schlief tief und fest.

Am Morgen nahm ich Abschied, man hatte mein Fahrrad tatsächlich geholt und überholt, und ich fuhr und fuhr gen Westen! - Im Laufe des Nachmittag überholte ich einen Landarbeiter, der mit seiner Sense auf dem Rücken am Rande der Straße ging. Ich fragte nach dem Weg, und er warnte mich: "Da kommt gleich ein Lager mit ausländischen Arbeitern! Die lassen dich nicht ohne weiteres vorbei! Kannst du dich ausweisen?" - Ich erklärte ihm meine Situation. Da nahm er ein rotes Bändchen aus dem Knopfloch seiner Jacke und steckte es mir an. "So wirst du nicht angehalten, geh mit mir!" Wir kamen ungehindert an dem Lager vorbei, wo viele Männer herumlungerten. Ich gab ihm sein Emblem zurück und fuhr weiter. Am Abend wurde ich von einer Bauernfamilie freundlich aufgenommen, bekam köstlich zu essen und ein Bett!

3

Am nächsten Morgen fuhr ich weiter. Das Wetter war noch immer gut. Gegen Mittag rastete ich bei einem Brunnen vor einem Dorf. Der Platz war idyllisch, da war eine Bank im Schatten, das Wasser plätscherte, ich war sehr müde. - Plötzlich wachte ich auf: Neben mir saß ein hübsches Mädchen, lachte mich an, ich meinte zu träumen.

Sie sang leise: "Am Brunnen vor dem Tore, da stand ein Lindenbaum!" - Ich musste lachen, sie lachte mit, nahm mich mit nach Haus, ich bekam zu Essen, Seife und Rasierzeug, ein frisches Hemd und ein herrliches Bett! Es war eine sehr freundliche Familie! Und weiter ging's.

Ich kam in die Gegend von Witzenhausen an der Werra, kehrte bei guten Bekannten ein, die ein großes Haus besaßen und wurde wieder verwöhnt. Aber ich durfte nicht bleiben, im Haus war Einquartierung, ich musste mich verstecken und am nächsten Morgen in aller Frühe weiterfahren. Diesmal war ich mit einer guten Landkarte ausgestattet, hatte meinen Wehrpass und meine Erkennungsmarke vernichtet und fuhr in Richtung Göttingen. Plötzlich ein Jeep: Amis! Ich sprang vom Fahrrad, nahm einen langen Stecken, der dort lag, und tat, als ob ich mähte. Die Amerikaner nahmen keine Notiz von mir. Aber ich war es leid, ohne Ausweis durch das Land zu fahren!

Im nächsten Dorf suchte ich den Bürgermeister und bat ihn um einen Ausweis. "Den kann ich Ihnen nicht geben", sagte er, "nicht mal einen Passierschein! Aber wenn Sie Schreibmaschine schreiben können, da liegen einige Formulare - ich muss mal eben telefonieren gehen!" Ich hatte begriffen, und als er alsbald wiederkam, bedankte ich mich und fuhr weiter. Nach "Neustadt" hatte ich mir ausgefüllt, eine "Neustadt" gab es bei Hannover, und natürlich auch bei Bremen, meinem ersehnten Ziel.

Gegen Abend kam ich in Fischerhude bei Bremen an. Dort hatten meine Eltern ein Wochenendhaus und waren wegen der Kriegereignisse dort hinausgezogen. Ich klopfte an die Tür, meine Mutter kam und erschrak und schloss schnell die Türe zu! Sie hatte mich nicht erkannt, so abgerissen, müde und erschöpft sah ich aus. Aber ein Wort genügte, und wir lagen uns glücklich in den Armen! Kurz darauf kam mein Vater aus dem Dorf und sagte: "Der Krieg ist zu Ende!"

Peter H. Paul